



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Capitän Rossel.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Capitän Rossel.

Die Hinrichtung Rossel's ist von einem großen Theil der Presse, der französischen, der englischen, auch der deutschen, als ein Act der Grausamkeit bezeichnet worden. Andere Blätter, darunter selbst der conservative „Standard“, verurtheilen sie zugleich als einen politischen Fehler, der die Sache der Commune fördern müsse. Republikanische Journale Südfrankreichs gehen sogar so weit, daß sie für den „Märtyrer“ ein Denkmal verlangen.

Wir sind anderer Meinung. Wir erkennen bereitwillig an, daß der frühere militärische Chef der Communistenregierung von Paris ein Talent war, dessen Tod in so jungen Jahren Mitleid verdient, und wir ehren die anständige Weise, mit der er in Satory gestorben ist. Aber sterben mußte er. Es war keine rohe Rache und keine ungerechte Härte, wenn die Inhaber des Begnadigungsrechtes sich außer Stande glaubten, von demselben in seinem Falle Gebrauch zu machen. Unter den in Frankreich obwaltenden Verhältnissen, bei der dort herrschenden Begriffsverwirrung in Betreff von Recht und Unrecht, die unter andern gemeine Mörder wie Bertin und Tonnelet freisprach, weil sie „aus Patriotismus“ gemordet haben sollten, hätte man die öffentliche Meinung nur weiter in die Irre geführt, wenn man einen eidbrüchigen Officier auf Grund der Behauptung geschont hätte, daß er sich aus Haß gegen den auswärtigen Feind der Empörung angeschlossen habe, eine Behauptung, die überdies nicht einmal ganz zutrifft, da Rossel erwiesenermaßen zu seinem verhängnißvollen Schritte zugleich von brennendem Ehrgeiz getrieben wurde.

Wir sind daher der Begnadigungs-Commission vielmehr Anerkennung schuldig für die männliche Entschlossenheit, mit der sie die sentimentalen Einsprüche gegen das Urtheil, die massenhaft auf sie eindrangen, von sich gewiesen und das erfüllt hat, was ihre Pflicht, wenn auch eine schmerzliche und furchtbare Pflicht war. Hierzu bewegen uns aber noch einige andere Gründe neben den oben angeführten; Gründe, vor denen alle Romantik, mit welcher gewisse pariser Sensationsmaler Rossel umgeben haben, wie Nebel vor der Sonne zerfliehet.

Versetzen wir uns unter die Herrschaft der Commune zurück, und suchen wir die Gestalt des Mannes auf, für den man das Mitleid anzurufen und den man nach seinem Tode mit einem Schwall von rührenden und empfindsamen Zügen aus seinen letzten Tagen zu verklären versucht hat.

Das erste Mal, wo er in die Oeffentlichkeit tritt, ist der 19. April. Es soll ein Kriegsgericht über den Bataillonschef Giraud aburtheilen, welcher angeklagt ist, einem Befehl nicht gehorcht zu haben, der ihn anwies, mit seinen Leuten in's Feuer zu gehen. Er entschuldigt sich mit der Unmöglichkeit, in der er sich befunden, seine von Hunger und Strapazen erschöpften Mannschaften vorwärts zu bringen, und versucht zugleich, den Nutzen der Bewegung zu bestreiten, welche der Befehl vorgeschrieben. Kossel, welcher die Verhandlungen leitet, unterbricht ihn dabei mehrmals mit einer schneidenden Kälte, welche diejenigen, die als Beisitzer beim Gericht fungirten, geradezu empören mußte, und die um so häßlicher aussieht, wenn man mit der in ihr liegenden Gleichgültigkeit gegen ein fremdes Leben die immerhin etwas süßlichen Aeußerungen des Capitäns zusammenhält, die aus den Stunden im Gefängniß auf der Rue St. Pierre zu Versailles berichtet werden, in denen es sich um sein eignes Leben handelte. Immer hatte er die Phrase zur Wiederbelebung der halb entkräfteten Anklage auf den Lippen: „Kurz also, Sie haben den Befehl nicht ausgeführt!“ Vergebens machte Giraud auf die Vortrefflichkeit seiner republikanischen Antecedentien und auf die stets von ihm bewiesene treue Anhänglichkeit an die Sache des Volkes aufmerksam. Der Prozeß endigte mit einem Todesurtheile, welches Kossel in folgenden sehr bezeichnenden Worten aussprach:

„Während eines Bürgerkrieges ist die Anwendung des Martialgesetzes eine unbedingte Nothwendigkeit. Es ist durchaus nicht erlaubt, die politische Vergangenheit und das private Vorleben des Soldaten anzurufen, um diese Anwendung zu hintertreiben. Der Bataillonschef Giraud war auf dem Vendomeplatze, wo die Reserven für die Vertheidigung von Paris und der Commune aufgestellt sind. Er bekennt, einen regelrechten Befehl erhalten zu haben, der ihn anwies, nach der Porte Maillot zu marschiren, dem Orte, wo der Feind steht. Er hat sich an seinem Theil geweigert, gegen diesen Feind und die Rebellen, welche Paris angreifen, zu marschiren. Auf diese Gründe hin verurtheilt das Kriegsgericht Giraud zur Todesstrafe.“

Wir glauben, unter Unbefangenen keinem Widerspruch zu begegnen, wenn wir der „France“, der dies entnommen ist, vollkommen beipflichten, die daran die Frage knüpft: „Diese Sentenz, in welcher die persönliche Unerbittlichkeit des Richters sich mit der Unbeugsamkeit des Kriegesgesetzes verbindet, fällt sie nicht mit ihrem ganzen Gewicht auf den eidbrüchigen Offizier, der sie formu-

lirt hat?" Wir meinen, Kossel selbst hat dies empfunden, sich an jenes dramatische Urtheil erinnert, als er am Tage seiner Hinrichtung gegen den ihn zum Tode vorbereitenden Geistlichen das Bibelwort citirte: „Richtet nicht, so werdet auch ihr nicht gerichtet.“

Aber weiter. Einige Tage nach jener Verurtheilung Giraud's ersetzte Kossel Cluseret in der Delegation des Krieges. In seiner neuen Stellung als oberster Leiter der Operationen debutirt er mit dem berühmten Briefe an den „Bürger Laperche, Major der Laufgräben vor dem Fort Issy“, in welchem er seinem „lieben Kameraden“ die Mittheilung macht, daß der erste Parlamentär, den er zu schicken sich unterstellen würde, Erschießung zu gewärtigen hat.“ Dann folgt nachstehender Befehl:

„Es ist untersagt, das Feuer während des Kampfes auszusetzen, auch wenn der Feind den Kolben emporhalten (Zeichen der Ergebung bei der französischen Armee) oder eine Parlamentärflagge aufstecken sollte.

Es ist bei Todesstrafe verboten, das Feuer fortzusetzen, nachdem der Befehl zum Aufhören ertheilt worden ist, oder weiter vorzugehen, wenn der Rückzug vorgeschrieben ist.

Die, welche fliehen oder als einzelne Nachzügler zurückbleiben, werden von der Cavallerie niedergesäbelt, wenn sie zahlreich sind, mit Kanonen zusammen geschossen werden.

Die militärischen Chefs haben während des Kampfes volle Gewalt, mit den unter ihre Befehle gestellten Offizieren und Soldaten zu thun, was dieselben zum Marschiren und zum Gehorsam anzuhalten geeignet ist.

Paris, den 9. Mai 1871.

Der Delegirte für den Krieg.

Kossel.“

Diese Erinnerungen werden genügen, um den Mann, mit dem wir es zu thun haben, zu zeichnen. Sie werden hinreichen, um erkennen zu lassen, was er war, als er den Oberbefehl über die Pariser Insurgenten übernahm; sie werden eine Idee von dem geben, was er gewesen sein würde, wenn er den Sieg behalten hätte.

Wo sollen wir anderwärts ein Argument suchen, das zu seinen Gunsten spräche? Etwa in der Art, auf die er sich bemüht hat, seinen Uebergang zur Commune damit zu entschuldigen, daß er geglaubt habe, in deren Reihen Aussicht auf Rache an den „Preußen“ zu finden?

Wir zweifeln daran. Zunächst war es erst am 30. April, wo er die militärische Leitung des Aufstandes der Rothen übernahm, und schon am 22. März hatte die Commune den deutschen Generalen durch das officielle Organ Paschal Groussets, ihres Ministers für die auswärtigen Angelegenheiten, notificiren lassen, daß „die in Paris vollzogene Revolution in keiner Weise aggressiv gegen die deutschen Heere vorzugehen gedenke.“ Sodann, konnte denn

Rossel hoffen, diese friedliche Stimmung der Häupter der Commune durch seinen Einfluß zu ändern? Gewiß nicht. Er mußte wissen, daß die Ziele und Wege derselben ganz andere waren. Gerade weil er ein intelligenter und bis zu einem gewissen Grade weitblickender Geist war, mußte ihm weit weniger als der Mehrzahl derer, zu deren Genossen er sich gemacht, verborgen sein, wohin das Unternehmen vom 18. März führen mußte: er konnte am Ziele desselben einen allgemeinen Bürgerkrieg, einen allgemeinen Aufstand des Pöbels gegen die Besitzenden sehen, nimmermehr aber eine vom Standpunkte des Franzosen ehrenvolle oder gar eine erfolgreiche Wiederaufnahme des Kampfes mit dem ausländischen Sieger.

Daß der Ingrimme über die Niederlage Frankreichs in gewissem Maße Einfluß auf sein Verhalten gehabt, daß diese stolze Natur die Kümmernisse und Schmerzen des besiegten Vaterlandes und den Verdruß über die Enttäuschungen seines eigenen ehrgeizigen Strebens in ein Gefühl verschmolzen, ist möglich. Aber durfte man auch diesen Zustand sittlicher Verwirrung als Erklärung eines einmaligen falschen Schrittes, einer ersten unbesonnenen Zustimmung zu der That des 18. März zulassen, so kann man keinesfalls denselben als Entschuldigung dafür anführen, daß Rossel sechs ganze Wochen hindurch seine eifrige Mitwirkung einem wahnwitzigen und ruchlosen Treiben geliehen hat, welches keinen anderen Zweck als Mord und Zerstörung hatte, und keinen anderen Ausgang als eine nationale Katastrophe der entsetzlichsten Art haben konnte, wenn es zum Gelingen der Pläne der Insurgenten kam.

Wenn wir an Rossel ein mit Wehmuth gemischtes Interesse empfinden, so ist dies nicht durch die Versuche seiner Vertheidiger in der französischen Presse hervorgerufen, seine Schuld abzuschwächen. Unzweifelhaft weniger schuldig, weil weniger intelligent und weniger gebildet, war der Sergeant Bourgeois, der demselben Geseze verfiel und in derselben Stunde büßte, wie er. Kein Mensch in Frankreich hat über die Hinrichtung des Sergeanten geklagt, ihn weiszumachen versucht, ihm publicistische Immortellenkränze auf das Grab gelegt. Warum nicht? Die „France“ antwortet in dem von uns citirten Artikel ganz richtig hierauf:

„Weil bei uns in Frankreich der Umstand, daß ein Verbrechen recht stark von sich reden macht, für das Publicum zum hauptsächlichlichen Milderungsgrund werden will,“ mit anderen Worten, weil diesem Publicum der Gelat, der romantische Nimbus, mit dem ein Verbrecher sich umgibt, so imponirt, daß die Schuld desselben darüber, wo nicht vergessen wird, so doch leichter erscheint. „Die Einbildungskraft der Leute“, so sagt das Blatt weiter, „befindet sich in einem kränkenden Zustande, der ihr die Dinge nur von den Seiten sehen läßt, welche sie verblenden. Sie interessirt sich leidenschaftlich für Aeußerlichkeiten bis zu dem Grade, daß sie darüber Blick und Urtheil für

das Gute oder Böse verliert, welches sich hinter denselben verbirgt. Man möchte sagen, daß sie in Ermangelung wirklicher Helden, die sie bewundern kann, das Bedürfniß empfindet, sich um jeden Preis Helden zu machen, müßte sie auch dabei soweit gehen, daß sie sie unter den ärgsten Feinden der bürgerlichen Gesellschaft und von den Bänken der Angeklagten im Criminalgericht zu nehmen hätte."

"Es ist Zeit", so schließt das Blatt seine Betrachtung, „diesem sittlichen Niedergang entgegenzuwirken, er würde sonst binnen Kurzem den Namen eines heruntergekommenen Volkes rechtfertigen, den man uns zu geben anfängt. Es ist Zeit, daß wir uns erinnern, daß je glücklicher ein Mensch veranlagt ist, desto größer seine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft sind, und diese desto mehr Recht hat, an dem Tage, wo er jene Pflicht außer Augen gesetzt hat, strenge Rechenschaft von ihm zu fordern. Statt dessen thun wir das Gegentheil, ohne gewahr zu werden, daß jede derartige Schwäche für brillante Mittelmäßigkeiten, für ungeduldige Strebsamkeit, für dreist auftretende Gelüste eine Ermuthigung ist, sich Alles für gestattet zu halten, vorausgesetzt, daß sie verstehen, die Nachsicht des Publicums dadurch zu gewinnen, daß sie sich mit einem falschen Nimbus umgeben. Hüten wir uns! Denn so wird man, wie das spanische Amerika, ein Land für Pronunciamento's."

Wir haben dem nichts hinzuzufügen, als unsere ungetheilte Beistimmung. Und mit dieser Einleitung können wir die folgenden Mittheilungen eines englischen Correspondenten der „Daily News“ ohne viel weitere Bemerkungen wiedergeben. Man wird darin einiges, was über Capitän Rossel schon gesagt wurde, indirect bestätigt finden, anderes zu berichtigen wissen. Unser Engländer, der, wie man sehen wird, stark für Rossel eingenommen ist, erzählt uns:

„Bald nach Ausbruch der Insurrection vom 18. März begab ich mich in das Kriegsministerium, um mir einen Passirschein zu verschaffen, ohne den man kaum seiner Freiheit, um nicht zu sagen seines Lebens sicher war, vorzüglich, wenn man, wie ich, sich in dem Fall befand, seinem Berufe als Journalist nachgehen, unablässig auf der Suche nach Neuigkeiten sein, und jeden Menschen, der nützlichen Bescheid geben konnte, nach allen Richtungen hin ausfragen zu müssen.

Als ich an dem prachtvollen Palast im Faubourg St. Germain ankam, welcher unserm ärmlichen londoner Kriegsministerium entspricht, wurde ich sofort in das Zimmer gewiesen, in welchem Oberst Rossel beschäftigt war, einer sehr gemischten Masse von Leuten Audienz zu ertheilen. Das Zimmer war voll von Officieren der Nationalgarde, die in Uniformen der glänzendsten Art steckten und von oben bis unten mit Treffen und Troddeln bedeckt waren,

und der einzige Mann von Ansehen, welcher einen einfachen Civilanzug trug, war Kossel selbst, welcher damals als Generalstabschef für Cluseret fungirte. Alle diese Officiere schienen vor ihm, dem jugendlichen Genieobersten, trotz seiner bürgerlichen Kleidung Furcht zu haben, und vielleicht nicht ohne Ursache; denn sie wußten, daß er mit allen Einzelheiten seines Berufes ebenso bekannt war, wie sie über die ersten Rudimente desselben unklar waren.

Als ich mein Gesuch wegen eines Passirscheins vorbrachte, lehnte er sehr höflich, aber zugleich sehr fest ab, mir einen zu geben, indem er bemerkte, daß mein Paß genügen müsse, und daß, wenn er mir einen Paß als Journalist bewilligte, dieß das Unrecht der Correspondenten auf eine Art halbamtliche Stellung anerkennen hieße. Dazu sei er nicht ermächtigt. Ich zog darauf ab, ziemlich unglücklich, daß ich meinen „Paß“ nicht erlangt hatte, aber voll Bewunderung über den durchdringenden Blick und die entschiedene, selbstbewußte Haltung des jungen Stabsofficiers. Es war durchaus kein französisches Großthun an ihm, und ich erinnere mich, daß ich zu einem Freunde, der viel mit mir unter den Deutschen gewesen war, die Bemerkung machte, „Kossel gleicht mehr einem von Moltkes Stabsofficieren als einem Franzosen.“

Das nächste Mal, wo ich Oberst Kossel sah, war bei einer Sitzung des Kriegsgerichts, dessen Präsident er war. Eine der Anklagen, die gegen den Kriegsdelegirten der Commune vorgebracht worden sind, bestand darin, daß er diesem Kriegsgericht mit außergewöhnlicher Strenge präsidirt habe. Ich kann nur sagen, daß er mir in den Fällen, wo er Untersuchungen zu führen hatte, mit großer Milde zu verfahren schien, und nur solche Leute zu Gefängnißstrafen verurtheilen ließ, welche in den Reihen der Truppen der Commune Ehrenstellen und Sold gesucht und sich dann geweigert hatten, zur Bekämpfung der Versailler Soldaten auszurücken. Ich glaube, Kossel verurtheilte einen Mann zum Tode wegen Feigheit im Feuer, aber das Urtheil wurde am nächsten Tage durch Decret der Commune abgeändert, was Kossel wahrscheinlich recht gut voraussah, als er die Sentenz fällte. („Wahrscheinlich“ — eine recht lahme Vertheidigung den obigen Thatfachen gegenüber.)

So viel über die „blutige Laufbahn“, die ihm neulich ein amerikanisches Blatt zuschrieb. Nach Cluserets Fall und Kossels Ernennung zu seinem Nachfolger als Kriegsdelegat sah ich ihn wieder im Kriegsministerium, und jetzt gab er mir sogleich einen Passirschein, indem er bemerkte, daß es ihm viel Vergnügen mache, mir nützlich sein zu können, da ich ein halber Landsmann von ihm sei. „Sie wissen,“ sagte er, „meine Mutter war eine Campbell, und einer meiner Oheime dient in Ihrer indischen Armee.“ Dieß ermutigte mich zu der Bitte, ob er nicht meinen Paß auf die Polizeipräfector zur Unterzeichnung durch Raoul Rigault senden wolle, da ich mich fürchte, selbst dorthin zu gehen. Rigault nämlich hatte die Schurke, herumziehende Leute, die in

seine Klauen geriethen, als Geißeln zu behalten. Kossel verstand mich sofort, schickte meinen Paß durch eine Ordonnanz hinunter nach der Rue de Jerusalem, und in einer halben Stunde hatte ich ihn gehörig unterzeichnet zurück und zugleich eine schriftliche Erlaubniß, ein paar werthvolle Pferde aus Paris wegzuschaffen.

Während wir auf die Rückkehr der Ordonnanz warteten, führte Kossel mich in ein Nebenbureau. „Lassen Sie uns doch mal sehen, ob es irgendwelche Nachrichten von den Vorposten giebt,“ sagte er, indem er ein Buch mit telegraphischen Depeschen öffnete. Ich schlug die Blätter auf und sah sofort, was ich längst vermuthet hatte, daß nämlich die Nachrichten im „Journal Officiel“ — na, daß diese Nachrichten so wenig die Wahrheit wiedergaben als französische officielle Nachrichten in der Regel. Ich konnte mich nicht enthalten, meinen Abscheu vor diesem Lügensystem gegen Kossel zu äußern. „Mir ist es ganz ebenso zuwider wie Ihnen,“ erwiderte er. „Aber was soll ich thun. Die Andern bestehen darauf, daß Depeschen zusammengedoctert werden, und in der That, wenn wir denen in der Stadt wissen lassen wollten, wie es in Wahrheit steht“ — damit hielt er inne.

Da kam mir plötzlich ein Gedanke. Ich zog den Kriegsdelegirten bei Seite in eine Fensternische, und nachdem ich mich entschuldigt, daß ich als ein Unglücksprophet rede, gab ich ihm meine eigene Karte und Adresse sowie die eines Freundes, der wie ich eine große Neigung zu Kossel gefaßt und mich ermächtigt hatte, ihm Schutz und Zuflucht anzubieten, und bat ihn, sich zu einem von uns zu flüchten, falls er die Gewalt verlieren und gezwungen sein sollte, sich vor seinen stets argwöhnischen (sie waren stets an unrechter Stelle argwöhnisch) Collegen von der Commune zu verbergen. Kossel versprach mir, von unserm Anerbieten Gebrauch zu machen, falls es nöthig werden sollte, und von dieser Zeit an behandelte er mich als einen Freund, auf den er sich verlassen konnte.

Bald nachher hatte ich Gelegenheit, einen Ritt aus Paris hinaus zu unternehmen, und diese benutzte ich, um einem preussischen Freunde in der Nähe von Enghien einen Besuch zu machen. Als ich Kossel am nächsten Tage sah, erwähnte ich gegen ihn, nicht ohne damit stark auf den Busch zu klopfen, da ich seinen Haß gegen die Deutschen kannte, wo ich gewesen. „Darüber muß ich mit Ihnen reden,“ sagte er sehr lebhaft, „und zwar an einem Orte, wo wir allein mit einander sprechen können. (Wir waren in einem Zimmer voll lärmende Nationalgarden-Officiere, unter denen Kossel nur mit einiger Mühe den Frieden aufrecht erhielt.) Kommen Sie und frühstücken Sie mit mir um zwölf Uhr. Es wird Niemand weiter da sein, als Dombrowski und vielleicht ein anderer Freund, dem ich trauen kann. Ich entsprach der Einladung und fand Dombrowski wartend in dem prachtvollen Speisezimmer des Kriegsmini-

nisteriums. Wir sprachen etwa fünf Minuten mit einander, dann kam Kossel herein.

„Nun erzählen Sie mir Alles von den Preußen,“ sagte er, nachdem er sich zu Tisch gesetzt. „Sie scheinen keine Vorbereitungen zu einem Angriff auf uns zu treffen; haben sie Vertheidigungswerke zwischen Paris und Enghien? Es scheint nicht, daß sie einen Angriff von unserer Seite erwarten.“

Natürlich konnte ich nur sagen, daß die Preußen im Allgemeinen für alle Eventualitäten bereit wären, daß sie aber weder ein Zeichen offener Feindseligkeit noch irgendwelcher Furcht in Betreff der Anhänger der Commune merken ließen.“

Darauf blickte Kossel Dombrowski an, wie wenn er sagen wollte: „Sie sehen, wir könnten sie angreifen.“ Aber Dombrowski, kein Franzose, und deßhalb kaltblütiger und weniger in Vorurtheilen befangen, antwortete: „Nein, mein Freund, mit Soldaten wie die unsrigen muß man sich nicht an die Preußen wagen.“

Kossel antwortete nicht, brütete aber offenbar weiter über seinem Lieblingsgedanken eines Angriffs auf die Feinde Frankreichs mit der Nationalgarde, indem er hoffte, die Vaterlandsliebe würde die Versailler Truppen hinreißen, sich dem Ansturm gegen den gemeinsamen Gegner anzuschließen. Er beurtheilte die patriotischen Empfindungen der Versailler Regierung nicht richtig, welche wenige Wochen später, weit entfernt, die deutschen Truppen anzugreifen, sich nicht schämte, deren Beistand anzunehmen, um die in der Falle befindlichen und dem Verderben geweihten Insurgenten mit einem eisernen Ringe einzuschließen. *)

Einmal auf die Preußen gekommen, sprach Kossel von der Leber weg über dieselben, und obwohl er seinen Haß gegen sie durchaus nicht verbarg, so war er in seinen Aeußerungen doch von jeder Herabsetzung derselben und jeder höhnischen Hoffahrt vor der Nation fern, welche die seine so grausam niedergeschmettert hatte. Er erinnerte sich der Thatsache, welche jetzt so viele französische Officiere zu vergessen scheinen, daß die Pflicht eines Soldaten nicht darin besteht, die Feinde seines Vaterlandes mit seiner Zunge zu verunglimpfen, sondern darin, sie mit Blut und Eisen zu schlagen. Eine seiner Bemerkungen über die unter seinem Befehl stehenden Leute fiel mir sehr auf. „Unsere Leute sind so ungehorsam geboren,“ sagte er, wie die Deutschen gehorsam geboren sind.“ Niemals verbarg er sich den schrecklichen Mangel an Manns-

*) Wir finden darin nichts Schmachvolles, da hier nicht Franzosen, sondern kosmopolitische Revolutionäre von Thiers bekämpft wurden, auch hätte der Verfasser richtiger statt „anzunehmen“ zu verlangen gesagt.

zucht, der in den Reihen der Nationalgarde herrschte. „Wie kann man mit solchen Soldaten und Officieren etwas ausrichten!“ sagte er eines Tages, als ein recht in die Augen springender Fall von Einfalt und Ungeschick ihm zu Gesicht gekommen war. „Ach, wenn ich doch das eher gewußt hätte,“ setzte er mit einem Seufzer hinzu. (Und doch wollte er mit dieser undisciplinirten Truppe die Preußen angreifen? Wir glauben, daß der Herr Correspondent sich von seiner Freundschaft für Rossel entweder über dessen militärische Fähigkeit oder dessen Ehrlichkeit und Offenheit täuschen ließ. Jedenfalls giebt's hier einen starken Widerspruch gegen die angebliche Absicht Rossels auf die deutsche Stellung in Enghien. Und klingt das, „Wenn ich das doch eher gewußt hätte!“ nicht wie ein Seitenstück zu dem Motiv der Verurtheilung des Kriegs gegen Deutschland, welches nach den ersten Niederlagen im Munde fast aller Franzosen war, und noch heute der Verurtheilungsgrund desselben ist, das Motiv, „wir waren nicht gut genug vorbereitet.“) Aber trotz seiner Verzweiflung fuhr er fort, eifrig im Kriegsministerium zu arbeiten. In der That, er konnte nichts vor sich bringen; denn man intriguirte allenthalben gegen ihn, und nur mittelst der äußersten Thatkraft und Pünktlichkeit hielt er die Dinge überhaupt einigermaßen im Gange. Zuletzt kam es zum Bruch, und er floh vor den Tollhäußlern der Commune, die (einige von ihnen) keinen Anstand nahmen, einen so loyalen Mann wie Rossel anzuklagen, mit dem Feinde im Einverständniß gewesen zu sein. Was dieses Einverständniß war, hat uns das blutige Schauspiel, das am 28. Nov. früh zu Satory spielte, zur Genüge gezeigt. Er verbarg sich in einem Gasthause des Quartier Latin und setzte selbst hier noch seine Lieblingsstudien über Kriegsgeschichte und Strategie fort. Eine anonyme Anzeige bewirkte seine Verhaftung, und er fiel in die Krallen der Mouchards des Herrn Thiers.

Ich sah meinen armen Freund erst wieder, als er in Versailles vor Gericht gestellt wurde (es war nicht leicht ihn im Gefängniß zu sprechen) und konnte da nur wenige Minuten während einer Pause der Sitzungen des Kriegsgerichtes mit ihm reden. „Warum kamen Sie“, so fragte ich ihn, nicht zu mir, oder in das Haus Freund N's., als die Communisten Sie aufsuchten; wir würden Sie sicher zwischen uns nach England gebracht haben.“ „Ach“, erwiderte er, „ich hatte die Karten mit Ihren Adressen verloren, und konnte mich nicht entsinnen, wohin ich zu gehen hatte.“ Ich bin halb und halb der Meinung, daß der arme Bursch in seiner übertriebenen ritterlichen Denkart Anstand genommen hat, möglicherweise Freunde zu compromittiren, und daß er vorzog, allein und ohne Beistand zu sehen, was das Schicksal ihm beschieden.

Ich fragte ihn, ob es ihm recht wäre, wenn ich Zeugniß ablegte in Betreff seiner Pläne gegen die Preußen — so weit ich sie kannte —, aber er

dachte, die Sache sei rein militärischer Natur, und es werde wenig nützen, wenn er den Patriotismus betone, der ihn zu dem tollen Schritt bewogen, Nevers zu verlassen und sich der Insurrection anzuschließen. „Ich erwarte, zum Tode verurtheilt zu werden“, sagte er, „und Alles in Allem betrachtet, ziehe ich das vor. Vielleicht indeß werden sie mich nicht erschießen“, setzte er hinzu, als er meine trübe Miene bei diesen Worten sah. Dann sprach er ziemlich aufgeräumt von einigen seiner Verwandten in Brighton und von seinem Buche: „Die Kriegskunst“, welches damals im Druck war. „Nicht wahr, Sie werden mir alle englischen Recensionen darüber senden? Schicken Sie die Blätter an Herrn Joly (sein beredter und geschickter Vertheidiger), er wird sie mir geben. Ich liebe Alles, was von England kommt.“ Er war ein so eifriger Bücherleser, wie nur ein Deutscher sein kann, und selbst als er Kriegsdelegat war, und Tag und Nacht keine Ruhe hatte, fuhr er fort, sich selbst von seinen Mahlzeiten Momente abzusparen, um mit seinen geliebten Büchern zu verkehren.

Ich glaube nicht, daß er sich sehr um Politik kümmerte, oder auch nur viel davon verstand, obwohl ich mich erinnere, gesehen zu haben, daß er mit Interesse während seines kurzen Regiments im Kriegsministerium Frederic Harrison's Artikel über die Commune im „Fortnightly Review“ las. Auch Oberst Owen's Werk über die Artillerie lieh ihm ein englischer Freund während derselben Zeit, und ich entsinne mich, daß er mir in Betreff dieses letzten Buches erzählte, wie er Woolwich besucht, und das dortige Arsenal in Gesellschaft englischer Artillerieoffiziere in allen Einzelheiten in Augenschein genommen.“

„Rossel war ein Mann von Mittelgröße, schwächlich, aber sonst gut gewachsen, für einen Soldaten etwas zu sehr nach vorn über gebeugt, was ohne Zweifel davon herrührte, daß er zuviel studirt. Er hatte ein wundervoll intelligentes graues Auge und ein Gesicht, welches in jedem Zuge gedrungene Thatkraft und Fähigkeit zu harter Arbeit ausdrückte.

Es ist hart, wenn ich meine Feder niederlegen muß mit dem Gedanken, nicht bloß an die blutübergossene Leiche meines armen Freundes, sondern auch an seine zum Tode betrübte Mutter, an seine Schwestern und seinen unglücklichen Vater, der jüngst erst zu einem Freunde sagte: „Ach, mein Herr, mein Herr, Bazaine ist noch nicht vor Gericht gestellt, und sie wollen meinen armen Jungen erschießen!“ Bazaine in Freiheit und der Patriot Rossel erschossen; er, der vielleicht in seiner Vaterlandsliebe auf falsche Wege gerieth, aber treu und ehrlich war wie die Sonne am Himmel — wahrlich, es gibt nicht wenige von uns hier, denen es schwer fällt, zu glauben, daß es noch etwas der Art wie Gerechtigkeit in Frankreich gibt!“

So der englische Correspondent. Sein Bericht ist interessant. Was wir

von seinem Raisonnement halten, weiß der Leser. In seinen Schlußsätzen stimmen wir ein, nur fiel es uns in den letzten Wochen aus anderen Gründen schwer, zu glauben, daß es noch Gerechtigkeit in Frankreich gibt, und Kossel's Verurtheilung war eher geeignet, diesen schwachen Glauben zu stärken, als ihn noch mehr zu erschüttern.

Edition Peters.

Welchem Zeitungsleser wären nicht wiederholt in den Annoncentheilen der verschiedensten Blätter obenstehende Worte aufgefallen und welcher Zeitungsabonnent wäre nicht wenigstens einmal mit einer grünen oder blauen Beilage überrascht worden, die obige Ueberschrift trug und, enggedruckt, ein reichhaltiges Musikalienverzeichnis erkennen ließ?

Es war im Jahre 1800 als in Leipzig zwei namhafte Musiker Fr. A. Hoffmeister und A. Kühnel unter der Firma „Bureau de Musique“ ein Musikgeschäft gründeten, das sich bald zu einem achtbaren Nebenbuhler des altberühmten Hauses „Breitkopf und Härtel“ aufschwang. Die gediegenen musikalischen Kenntnisse und eine seltene Urtheilsfähigkeit der Gründer und der fest ausgesprochene und durchgeführte Wille derselben, nur Gutes und Werthvolles zu bringen, hielten das rasch aufblühende Geschäft stets in einer gewissen künstlerischen und noblen Atmosphäre. Die Tonwerke, die im „Bureau de Musique“ erschienen, waren fast durchweg von gediegemem, ja bedeutendem musikalischen Gehalte, etwas breit und schwerfällig in ihrer äußeren Erscheinung, aber sehr solid, fleißig und sorgfältig hergestellt und äußerst correct. Diese vortrefflichen Ausgaben, der heiße Wunsch und der Stolz aller Sammler, die Zierde aller musikalischen Bibliotheken, hatten aber außer den vorstehend rühmlich anerkannten Besonderheiten noch eine andere weniger angenehme Eigenschaft. Entsprechend dem Werthe des in ihnen Gebotenen und der Solidität und Güte ihrer Ausstattung, waren sie ziemlich kostspielig und wer zahlreiche Werke aus diesem Verlage besitzen wollte, mußte viel Geld aufwenden können und bedeutende Summen für seine Musikalienliebhaberei disponibel haben. Es war für einen Componisten höchst ehrenvoll, die Mehr-